

Im Unabhängigkeitsjahrhundert

Von Peter Gross*

Aus: Magazin 2'99, Basler Versicherungen

Ist der Mensch der Gegenwart, wie es immer wieder von ihm behauptet wird, ein selbstbezogener und selbstverliebter Ichling, der nur mehr sich selber im Kopf hat und verzweifelt sich selbst verwirklichen will? Er ist es, und er ist es notgedrungen.

Denn die Moderne hat ihn aus allem herausgelöst, was ihm bis anhin wichtig war: aus der Herkunft, aus der Tradition, aus der Religion. Amerika feiert einmal im Jahr, nämlich am vierten Juli, den «Independence Day». Wir feiern das Unabhängigkeitsjahrhundert tagtäglich. Nicht die Unabhängigkeit unseres Landes, sondern die Unabhängigkeit voneinander. In erstaunlicher Weise haben wir es geschafft, uns von allen Zumutungen der Vergangenheit zu emanzipieren und zu befreien. Was fest und vertraut war, haben wir losgemacht, entfesselt, entbunden und auch entehrt, um uns zu entfalten und Neues zu entdecken. Aber alles hat seinen Preis. Auch die moderne Gesellschaft muss eine doppelte Buchführung machen. Der Preis besteht nicht nur in der zunehmenden Orientierungslosigkeit. Er besteht, für alle einsichtig, in einer offensichtlichen und schwerwiegenden Zerrüttung der Solidarität.

Wir Ichlinge

Der religiösen und kulturellen Aussenhalte verlustig, wendet sich der Mensch der Neuzeit, wie oben gesagt, notwendigerweise sich selber zu, stochert in sich herum und versucht, einen Halt in sich zu finden. Die zur Unabhängigkeit erzogenen oder gezwungenen Menschen kündigen Folgsamkeiten und Verpflichtungen aller Art auf, und nicht einmal mit schlechtem Gewissen. Das bedeutet auch, dass die Pflichten zur gegenseitigen Hilfe und zum selbstverständlichen Beistand in Notsituationen dem Ideal der Unabhängigkeit und Ungezwungenheit in die Quere kommen und den Kürzeren ziehen. Gesteigert wird diese Ichbezogenheit durch die multi-kulturelle und multioptionale Vielfalt von Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, die den sozialen Wandel verschärfen und vom Individuum andauernd Steuerungs- und Entscheidungsleistungen erzwingen. Und schliesslich und endlich hoffen wir, dass die Mitmenschen ebenso unabhängig sind wie wir und sich ausreichend selbst helfen können und wollen, und wo das ihnen (oder auch uns) nicht gelingt, Versicherungsgesellschaften und der Wohlfahrtsstaat tätig wer-



den müssen. Diese Verschiebung oder Abschiebung der zwischenmenschlichen Solidarität auf andere als unsere freigewählten familiären und bekanntschaftlichen, lebensweltlichen Kreise beschleunigt, wie von den Kritikern des Wohlfahrtsstaates immer wieder angemerkt, die Erosion überkommener Solidaritäten.

Das Paradoxon

Etwas genauer betrachtet, sehen wir uns unversehens mit einem Paradoxon konfrontiert, das häufig genug über- oder gar nicht gesehen wird. Nämlich, dass zwischen der Zunahme der Autonomie und der Abnahme der sozialen Pflichten ein gar nicht so geheimnisvoller Zusammenhang besteht. Je ungezwungener das In-

dividuum der Neuzeit denkt und handelt, desto weniger ist es geneigt, sich Zumutungen und Verpflichtungen zu unterziehen. Wenn schon die Kinder im Elternhaus dazu erzogen werden, immer früher allein mit Schulaufgaben, Fernsehprogrammen, Bekanntschaften und mit sich selbst fertig zu werden, sind sie auch als Erwachsene immer weniger bereit, sich mitmenschlichen Pflichten zu unterziehen. Als freies, selbstverantwortliches Individuum ist man nicht mehr willens, für in Not geratene Mit-, man würde vielleicht besser sagen, Fremdmenschen aufzukommen. Nicht einmal mehr für die in Not geratenen Verwandten fühlt man sich verantwortlich. Geschweige denn für das Elend, das man Tag für Tag im Fernsehen demonstriert bekommt oder auch in den Bahnhofen, in den Vorstädten, in den Strassen, wo sich Obdachlose, unterdessen auch in der Schweiz, in Hauseingänge betten. Mit oder ohne schlechtes Gewissen kehrt man nach einer abendlichen Sitzung erhobenen Hauptes an bettelnden Händen und flehenden Blicken vorbei nach Hause.

Allein zu Haus

Zu Hause allerdings kann uns jenes Schicksal ereilen, das, so das kürzlich in der Sensationspresse die Runde machende Beispiel, Herrn Dierks aus Hamburg ereilt hat, und das nicht nur mit einem eigentümlichen Schrecken erfüllt, sondern wie in einem Vergrösserungsglas die Kehrseite der modernen

Ungezwungenheit zeigt. In Hamburg, wurde kürzlich berichtet, ist ein Mann in seiner Mietwohnung unbemerkt verstorben und über fünf Jahre lang nicht vermisst worden. Obwohl, merkwürdig genug, im Parterrefenster seiner Wohnung über den gesamten Zeitraum, gesteuert mit einer Schaltuhr, ein Weihnachtshäumchen blinkte. Die Medien überboten sich in Anklagen über die Kälte der modernen Gesellschaft, über die Anonymität der Grossstädte und die abnehmende Bereitschaft, aufeinander aufzupassen.

Etwas näher bedacht, sehen wir uns freilich plötzlich mit jenem Paradoxon konfrontiert, das der zeitgemässen und überall im Zeichen der Emanzipation herbeigewünschten Unabhängigkeit und Ungezwungenheit inhärent ist. Nämlich, dass zwischen Zunahme der Autonomie und Abnahme der sozialen Verpflichtungen ein gar nicht so geheimnisvoller Zusammenhang besteht. Die Tatsache nämlich, dass der Tote über fünf Jahre nicht aufgefunden worden ist, hat Gründe, die ganz direkt mit der Frage der Solidarität und des sozialen Engagements zusammenhängen. Entweder hat er sich um niemanden gekümmert, oder er konnte sich um niemanden kümmern, obwohl er sich angeboten und es gewollt hätte.

Nicht konnte

Vielerlei Gruppen in unserer Gesellschaft gibt es, die sich nicht um andere kümmern können: noch nicht, wie die Kinder, und nicht mehr, wie die Alten. Oder die wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen nicht in der Lage sind, Bezüge und Solidaritäten auf Gegenseitigkeit zu knüpfen, wie Behinderte oder ans Bett gefesselte Kranke. Für sie alle hat die moderne Vertragsgesellschaft Sicherheitsnetze geknüpft, die zwar heutzutage ebenfalls unter Beschuss geraten oder mindestens umgebaut sein wollen. Denn, und auch darauf wird immer wieder kritisch verwiesen, der Ausbau der Sozialleistungssysteme (deutlichst zu verifizieren am Ausbau der Arbeitslosenversicherung) schwächt die mitmenschliche, die natürliche Solidarität und führt, wie im Falle der Arbeitslosenversicherung, in die Versuchung, sich den Märkten zu entziehen und Leistungen ohne Gegenleistungen zu erstein. Gleichwohl darf nicht vergessen werden, dass es auch in der Schweiz Tausende von Arbeitssuchenden gibt, die sich anbieten und anbieten und die niemand wählt. Und dass dies die übergrosse Zahl der Arbeitslosen ist. Aber in einer Wahlgesellschaft wird eben auch das Risiko grösser, nicht gewählt, ja unvermutet ausgeschlossen zu werden. Eine Konsequenz, mit der wir alle und immer mehr, wenn wir sie nicht schon erlebt haben, zum Beispiel im Tanzlokal oder sonstwie als Kandidaten auf irgendwelchen Listen, je schneller sich eben die Gesellschaft von Verpflichtungen befreit, rechnen müssen.

Nicht wollte

Aber vielleicht hat unser armer Erdenbürger auch nicht gewollt. Vielleicht war er wirklich ein autistischer Ichling, der sich um niemanden gekümmert hat und um den sich dann, die Rechnung ist einfach, auch niemand kümmerte. Es ist hart, aber wahr, dann hat ihn die Strafe erreicht, die jene früher oder später ergreift, die sich um andere wenig oder gar nicht scheren. Wer das bedenkt, wird sich vielleicht gelegent-

lich mehr um soziale Beziehungen kümmern als um angehäuftes Kapital. Denn das letzte Hemd hat keine Taschen – und alleine sterben, wer möchte das. Mit anderen Worten: Die gewonnene Freiheit und Unabhängigkeit ist auch ein Mittel der Selbstdisziplinierung. Was nicht mehr einfach vorgegeben ist, muss gemacht, konstruiert, erfunden werden. Wenn die sozialen Bezüge zerrütten, genügt es nicht, auf das soziale Sicherungssystem zu warten, denn dieses sichert nur Notlagen ab, in die man ohne eigenes Verschulden gerät. Man muss sich selbst versichern, aus eigenen Stücken, eben auch selbstverantwortlich, und keineswegs nur gegen finanzielle Risiken oder Autodiebstähle.

Nicht geben

Denn monetäre Ausgleichssysteme vermögen nicht zu geben, was die wahre Mitmenschlichkeit auszeichnet: soziale Wärme. Diese, vor allem diese muss selber erzeugt werden. Um sie zu bekommen, muss man sie aber zuerst geben. Soziales Engagement kann sich in einer modernen Gesellschaft, in der dem Einzelnen mehr als je nicht mehr vorgegeben, sondern aufgegeben ist, ebenfalls multioptional entfalten. Seien es nun Vereine, Netzwerke, Serviceinstitutionen, Selbsthilfegruppen oder Freundschaften, sie alle sind Experimentierfelder der Mitmenschlichkeit. Und, nachdem nicht nur in der Weltwirtschaft von machtvollen Stämmen und «Tribes» die Rede ist, die wie Kletten zusammenhalten, sondern die Clan-Vorstellung auch für die «Corporate Identity» moderner Unternehmen durchaus attraktiv ist, warum sollte sich eigentlich diese Vorstellung nicht übertragen lassen auf die kleinen privaten Lebenswelten? Warum soll das freigesetzte, autonome, unabhängige Einzelwesen der Neuzeit nicht versuchen, an Stelle der abbröckelnden Hilfesysteme der Blutsverwandtschaften, die in der Vormoderne eine letzte Sicherheit versprochen, Geistes- und Wahlverwandtschaften zu knüpfen und Clan-Systeme zu entwickeln? Die sich, auf Gedeih und Verderb, Hilfe in Notlagen versprochen. Denn in der modernen Gesellschaft ist der Einzelne nicht nur für sein Wohl, sondern auch für sein Weh vermehrt zuständig. Und ist es nicht schöner, das Wohl mit anderen zu teilen und im Weh dann Hilfe und Trost von andern zu bekommen? Wie sagt ein altes Sprichwort doch so treffend: «Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude doppelte Freude!»

*Prof. Dr. Peter Gross studierte in Zürich und Bern Soziologie, Nationalökonomie und Betriebswirtschaft. Nach der Habilitation an der Universität Konstanz war er von 1979 bis 1989 als Professor für «Sozialstruktur im Internationalen Vergleich» an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (D) tätig. Seit 1989 ist er Ordinarius für Soziologie an der Universität St. Gallen (HSG), wo er von 1995 bis 1997 Dekan der Volkswirtschaftlichen Abteilung war.

Gross ist bekannt geworden mit seinem Buch «Die Multioptionsgesellschaft» (Suhrkamp-Verlag 1994, 6. Aufl. 1998). Demnächst erscheint von ihm, ebenfalls im Suhrkamp-Verlag, «Ich – Jagd im Unabhängigkeitsjahrhundert».